

Der Rhätikon

Autor(en): **Blauhut, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 22

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670291>

Nutzungsbedingungen

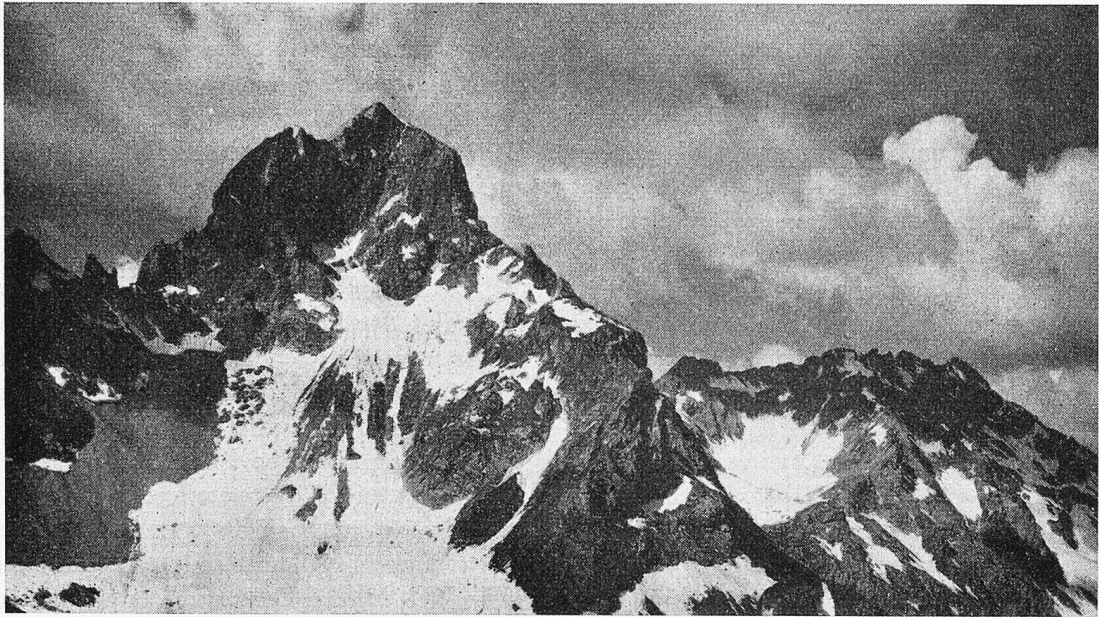
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Zimba, unnahbar wie die Notwendigkeit Gottes selbst

DER RHÄTIKON

Man muss schon ein wenig räumlichen Abstand haben, um interessiert zu werden an diesem Gebirgsstock, dessen Gipfelreihe zur Grenze zwischen der Schweiz und Oesterreich seit Jahrhunderten geworden ist; man muss ihn zum Beispiel einmal vom Säntis aus in seiner ganzen Vielfalt im Morgenlicht gefächert und wie gefiedert liegen sehen haben, um zu begreifen, dass man in ihm auf- und untergehen kann. Er liegt da, mit seiner Stirnseite jenseits der Rheintalfurche, und von seiner Scheitellinie graben sich nach Norden in den österreichischen Walgau und nach Süden in den schweizerischen Prätigau die Täler, deren Talrücken im Morgenlicht einer immer heller als der andere sich hintereinander auftürmen, bis der letzte in lauter Duft und Sonnenglast aufgeht.

Das ist wie von einem Dach aus, von dem die Regenwasser rinnen, weshalb unsere Altvordern wohl recht gehabt haben, das Herz des Rhätikons «Ebenes Haus» zu nennen, eine «Csesa plana», aus dem freilich die Gipfelpyramiden wie ein spitziger, luftiger Schornstein herausragt. Zum Prätigau fällt dieses Dach abweisender und steiler ab, zum Walgau hingegen vielfach gegliedert, offener, breiter, weshalb der Rhätikon den Oesterreichern auch bekannter ist als den Schweizern.

Schon sein wilder Auftakt, der Naafkopf, ist eine wahre Dreiländerspitze — führen doch aus Liechtenstein, der Schweiz und Oesterreich die Wege zu ihm hinauf. Auf seinem Gipfel stehen, heisst den Rhätikon verstehen. Denn er, das Trivium, die Dreigabelung des Gebirgszuges nach Norden, Westen und Osten, macht nach allen drei Seiten den Ausblick frei und ordnet und gliedert die Vielfalt. Und was für ein Anblick ist dies!

Zurück in das Rheintal, doppelt eingeschnürt durch den Nordfortsatz des Rhätikons mit den «Drei Schwestern» gegen Feldkirch, und durch den Westfortsatz, den «Falknis», in Richtung Sargans. Diese ganze Breite bildet ihre Stirnseite gegen das Rheintal, aus dem sich der Rhätikon unvermittelt erhebt. Gegen Osten zu aber, da türmt sich das Gebirge auf in seiner ganzen Wildheit und doch seiner glücklichen und harmonischen Einfachheit. Bevor es sich emporhebt zu den glatten Wänden und schliesslich den Firnen der Schesa-plana, lösen sich nach Norden und nach Süden je zwei Talschaften los, die in wilden Schluchten den nur 500 m hohen Talboden des Walgaus und des Prätigaus aus einer Höhe von 1200 m erreichen — der Taschinesbach nach Süden, das Samina- und Gamperdental nach Norden.

Die Wildheit der Schweizerseite wetteifert hier mit der Lieblichkeit der österreichischen. Hier haben Berg, Wasser und Talboden solch eine Harmonie erreicht, dass alle, die sie je gehört haben, vermeinen, sie seien im Himmel, im «Nenzinger Himmel», wie er nach dem nahen Markt Nenzing im Walgau benannt wird. Da stehen im Talgrund an die hundert Almhütten, in deren Mitte das aus dem Dreissigjährigen Kriege stammende Kirchlein St. Rochus. Landschaftsnamen verstärken noch die Verzauberung dieser wahrhaft jenseitigen Landschaft. Das Tal Salaruel, das einen gigantischen

2967 m hoch. Der Brandner Ferner füllt die weite Hochmulde, über die die Gipfelpyramide hinausklimmt. Sie ist von drei Seiten zu erreichen, aus dem Prätigau, steil und anstrengend über die Schesaplana-Hütte, vom Walgau aus über Brand und die Strassburgerhütte, und vom Nenzinger Himmel aus. Sie selbst ist leicht über eine Schutthalde zu ersteigen; der Ausblick von ihr aus ist überwältigend. Hat uns das Tal verzaubert, hier in der Himmelsklarheit wird die Welt wieder wahr und rein. Sie breitet sich aus, namenlos schön, vom Bodensee bis zur Silvretta, vom Karwendel bis



Zwischendrin liegt eingebettet der stille Lünersee

Abschluss findet in den fast senkrechten, grau-weißen Felsen des Panüler Schroffen, durch den aber ein gefahrloser Hochweg hinüber in das Tal des Alvier, den Spusagang, führt. Und die waldgekrönten Vorberge des Galamanth, der zu der vernichtenden Gewalt der Felswände die düstere Pracht des Hochgebirgswaldes hinzufügt. Dieses Land vermag allein durch den Klang seiner Landschaftsnamen zu verwandeln, und wen mag's verwundern, wenn gerade der Rhätikon voll ist von uralter Sage, die in die Tiefe lotet, die dunkler ist als das helle alemannische Blut, das erst spät und vereinzelt hier in das rhätische gesickert ist.

Das alles wirkt wie ein Aufgesang. Denn nun setzt volltönend die steinerne Orgel des Herrgotts ein, wo sich das Gebirge zur «Königin des Rhätikons» auftürmt, der Schesa-plana. Hier hob sich der Kalkstein aus dem Meeresgrund der Trisazeit

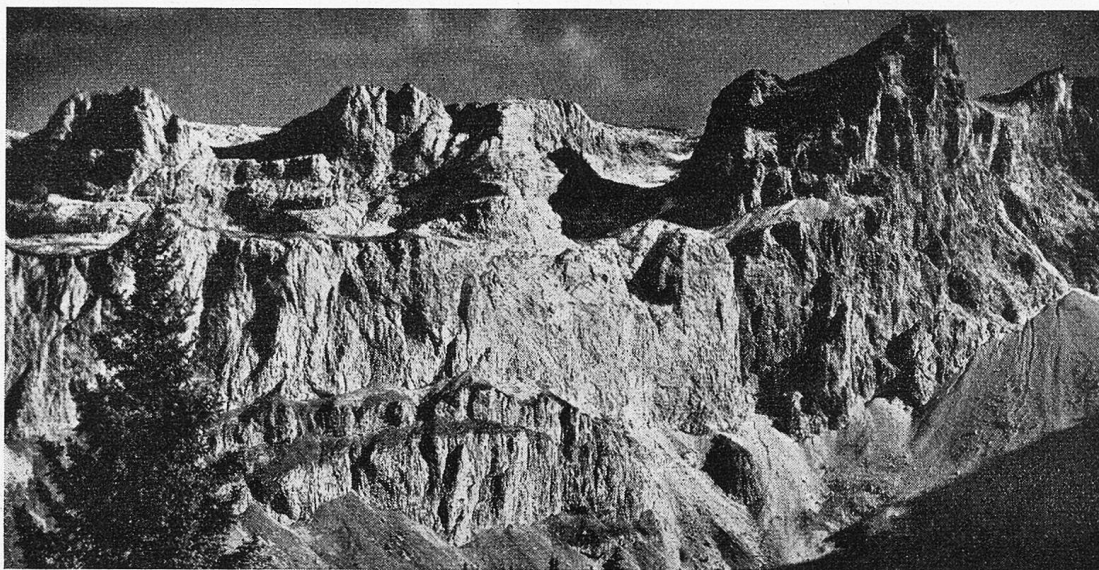
zur Bernina, vom Tödi bis zu den Riesen des Berner Oberlandes. Die Reinheit und Einheit alles Lebendigen wird dort oben bewusster, weil wir merken, dass wir viel mehr an den Himmel grenzen als an politische Länder ringsum.

Die Mauern im Osten sparen nicht an Kraft und Vielfalt. Von der Gyrenspitze über die Kirchlipitze und den Schafgafall zur berühmten Zimba und dem grandiosen Abschluss der Vandanser Steinwand zieht es sich wie eine Fuge zum Hauptthema des Schesa-plana-Motivs. Zwischendrin liegt eingebettet der stille, abgrundtiefe Lünersee, ein Bergsee, grün und unbeweglich, ringsum eingeschlossen von himmelhohen Kalkmauern. An seinem Ufer steht die älteste Schutzhütte Vorarlbergs, eine der ältesten des Alpenvereins überhaupt, die Douglashütte. Von ihm aus kann man in einer siebenstündigen Wanderung dieses ganze Gegen-

spiel der Schesa-plana durchwandern, vom Lüner Eck auf das Verajöchl, hinab zum Schweizertor, wieder hinauf zum Ofenpass und dann zur Lindauer Hütte und durch das Gauertal nach Schruns. Das ist wieder ein Wandern zwischen Himmel und Erde. Hier scheint es einem, dass die Farben der Blüten satter sind, die Käfer goldener, die Laute der Tiere reiner, das Rauschen der Wasser tönender. Aber es sind nur unsere Augen weiter und unsere Herzen empfänglicher für alle die Schönheit. Vor allem die Formen und Schatten und Farben der Kalkberge der Drusenfluh, der Drei Türme und der

und er suchte mit den Augen die stolze Riesin, die sich im Sonnenlicht aufreckte, jenseits von Tod und Leben, unnahbar wie die Notwendigkeit Gottes selbst, der wir umsonst unser menschliches Gesicht und das bedeutungslose Gewicht unseres Herzens geben.

Jenseits dieser Mauer im Osten ist der Rhätikon anders. Dieser Abgesang der Steinriesen wendet sich direkt nach Süden und seine Spitzen, die Mittagsfluh, der Rungspitz und die Sarotlaspitze sind nur die Aussichtstürme, von denen aus man den Dachfirst der ganzen Rhätikongruppe nochmals



Die Formen, Farben und Schatten der Salzfluh lassen uns nicht mehr aus ihrem Bann

Sulzfluh lassen uns nicht mehr aus ihrem Bann. Ist es wahrhaft Druses gewesen, nach dem sie benannt sind, dem Bezwingen der freien Rhätier? Und wenn, dann hat sich der Kaisersohn ein stolzes Denkmal gesetzt, ebenso unvergänglich wie sein Lobgesang in der Ode des Horaz.

Beherrscht wird diese Vielfalt aber von der alles überragenden Zimba, dem «Matterhorn Vorarlbergs». Sie zu ersteigen bildet eine mittelschwere Kletterpartie und den Stolz jedes Rhätikoners. Die senkrechten Steilwände der Ostwand haben aber schon manches Opfer gefordert. Als vor zwei Jahren ein junges Brautpaar an ihr zu Tode stürzte und die junge Bergsteigergilde auf das frische Grab einen Kranz von Alpenrosen, die auf den Hängen der Zimba gepflückt waren, legte, und einer von ihnen sagte: «Die Zimba bittet Euch um Verzeihung», da wurde jedem die Kehle eng

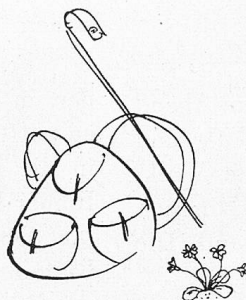
überblicken kann. Und gerade dieser Einblick in die Steilabstürze in den Prätigau macht es klar, warum die Grenze seit Jahrhunderten hier und nirgends anders laufen musste. Da stehen die weissen Kalkwände wie Wächter und erst tief zu ihren Füßen breiten sich die Almen aus, die sich über dem Schrau-Bach und Schamielen-Bach erheben und aus deren Tiefe an den warmen Sonntagen noch das Alphorn heraufklingt, das ein einsamer Senne bläst.

Die Weissplatte ist der letzte Kalkberg. Sie schiebt den hellgrauen Kalk an die Brust des letzten Rhätikonberges, der eigentlich schon zum Urgesteinsmassiv der Silvretta zuzurechnen wäre, der gewaltigen, barocken Madrisa. Ihre Besteigung ist nicht schwierig, allein der Anstieg führt einen wilden Geröllgang hinauf, der immer in Bewegung ist und viel Aufmerksamkeit erfordert.

Im Tal liegt Gargellen, der aufstrebende Kurort; am Grenzsäum der beiden Anrainerstaaten das Schlappiner-Joch. Genau nach Süden weitet sich der Raum von Klosters und gibt den Blick frei nach Davos. Hier ist die leichteste Möglichkeit gegeben, aus dem Prätigau ins Montafon zu kommen. Alle anderen Uebergänge, das St. Antönierjoch, der Plassecker-Pass, der Gruben-Pass, das

Drusentor, das Schweizertor und das Cavell-Joch sind schwieriger und für grösseren Verkehr ungeeignet. Der sucht sich auch andere Wege. So bleibt denn der Rhätikon den Bergfreunden eigen und seine Einsamkeit verlockt vielleicht am meisten. Wer sie sucht, braucht nicht auf lange Fahrt zu gehen. Er kann hier in sie hineintreten wie in ein Haus und kommt als Verwandelter zurück.

Robert Blauhut



Der Lindenbaum

Frieda Schmid-Marti

Es war in den hohen Sommerwochen. Vor dem Grafenhof blühte der Lindenbaum wie jedes Jahr und verströmte den unbeschreiblich süssen Duft in die hochsommerlichen Tage und schwülen Nächte. Der Baum stand mit seinem starken Wuchs wie ein Riese inmitten der zwei silberstämmigen Birken neben der Einfahrt, die freie Krone hoch ins Blau erhoben. Die Sonne drang nur als goldgrüne Dämmerung durch sein Blätterdach auf den Hofweg. Nur von dort, wo die beiden schlanken Birken, weit über die andern Bäume hinausragend, mit bewegten Wipfeln nach dem Himmel langten, brachen ein paar Strahlen in das grüne Geheimnis.

In diesen Sommertagen scheint die Welt hier ganz verzaubert. Wie stiller, ferner Orgelton summten die Bienen in den Zweigen. Verwobene Wipfel, engverflochtenes Geäst von kleinblättrigem Efeu, ein unendliches Weben von Stamm zu Stamm. Zwischen der dunklen Andacht der Bäume glühen auf der weissen Terrasse brennendrote Geranien und weit im Schwung breiteten sich die lichten Flächen der Wiesen und Felder mit Blumen, Faltern und lustigem Vogelgezirp! Ewigkeitsaugenblicke rauschten durch die Sommerstille.

Am Abend eines solchen Tages staunt der Grafhofbauer vom Hofweg aus verdriesslich in die

grüne Wirrnis der Linde und sucht zu ergründen, ob wohl hier oben im golddurchwirkten Schatten noch eine kleine Bienenweide zu erwarten wäre. Es sah bitterböös aus bei dem geflügelten Volk. Keine Tracht, selbst der Wald versagte.

*

Die Bäuerin kommt vom Brunnen her, bleibt stehen und sieht auch in den Baum hinauf. Sie hat ein Sorgengesicht.

«Dies Jahr können wir niemanden Lindenblüten ablesen lassen», sagt sie mit einer bestimmten Gebärde, «letztes Jahr sah man vor lauter angelegten Leitern den Baum nicht mehr. Das ganze Dorf half ihn plündern ... Wir brauchen doch für unsern Haushalt ordentlich viel. Warum sollen wir zum Imbis immer den teuren Schwarztee trinken? Lindenblütentee ist besser und billiger, der tut's auch!»

«Ja, aber der Baum ist um und um mit Bluest behangen, das reicht für manches Tränklein, und — ja — sie wächst uns umsonst», versuchte der Mann einzulenken.

«Und ich sag' dir's», ereifert sich die Frau, «dieses Jahr geben wir nur dem Eicher Vreni ein Krättlein voll, weil es bei uns taglöhnen kommt,